

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ngũgĩ, wa Thiong'o
Herr der Krähen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Dieses Buch widme ich meinen Eltern
Wanjikū wa Thiong'o
Thiong'o wa Ndūcū,
die leider nicht mehr sind
&
meiner Frau
Njeeri wa Ngūgĩ,
für ihre Liebe, ihren Mut, für ihre Kraft
und Unterstützung.

Im Namen der Toten, der Lebenden, der Ungeborenen,
mach deine Ohren frei von allen Unreinheiten, Zuhörer,
damit dich meine Geschichte erreichen kann.

Inhalt

- ERSTES BUCH Dämonen der Macht 9
- ZWEITES BUCH Dämonen in Warteschlangen 65
- DRITTES BUCH Weibliche Dämonen 343
- VIERTES BUCH Männliche Dämonen 585
- FÜNFTES BUCH Dämonen des Aufruhrs 787
- SECHSTES BUCH Bärtige Dämonen 895

ERSTES BUCH

Dämonen der Macht

Es gab viele Theorien über die seltsame Krankheit des Zweiten Herrschers der Freien Republik Aburiria, fünf davon aber waren in aller Munde.

Die Krankheit war, der ersten Theorie nach, aus einem Zorn heraus geboren, der einst in ihm aufstieg; und er war sich der Gefahr, die sie für sein Wohlbefinden darstellte, so bewusst, dass er alles versuchte, um diesen Zorn loszuwerden: Nach jeder Mahlzeit rülpste er ausgiebig, zählte manchmal von eins bis zehn oder rief laut „ka ki ko ku“. Warum er ausgerechnet diese Silben benutzte, konnte niemand sagen. Doch räumte jeder ein, dass der Herrscher nicht ganz unrecht hatte. So, wie die üblen Gase eines unter Verstopfung Leidenden ausgestoßen werden müssen und auf diese Weise der Druck auf die Gedärme verringert wird, braucht auch der Zorn eines Menschen einen Weg nach draußen, um den Druck auf sein Herz zu mindern. Dieser Herrscherzorn aber wollte nicht vergehen und gärte weiter in seinem Innern, bis er sein Herz aufgezehrt hatte. Es heißt, darauf gehe das aburirische Sprichwort zurück, dass Ärger zerstörerischer wirkt als Feuer, weil er einst die Seele eines Herrschers ausgehöhlt habe.

Wann hatte dieser Zorn Wurzeln geschlagen? Als zum ersten Mal Schlangen auf der nationalen Bühne auftauchten? Als das Wasser im Schoß der Erde bitter wurde? Oder als er Amerika besuchte und es ihm nicht gelang, ein Interview in der berühmten Sendung „Ein Treffen mit den Mächtigen der Welt“ auf Global Network News zu

bekommen? Man erzählt sich, dass er seinen Ohren nicht traute, als man ihm mitteilte, ihm keine einzige Sendeminute einräumen zu können. Er verstand nicht, wovon die da eigentlich redeten. Schließlich war er in seinem Land zu jeder Tages- und Nachtzeit im Fernsehen zu sehen; jede seiner Regungen – Essen, Scheißen, Schnäuzen oder Niesen – wurde von Kameras eingefangen. Sogar wenn er gähnte, war das eine Nachricht wert, weil sein Gähnen – sei es aus Langeweile, Müdigkeit, Hunger oder Durst – oft genug ein Drama nationalen Ausmaßes zur Folge hatte: Er ließ seine Feinde öffentlich mit dem *sjambok* auspeitschen, ganze Dörfer wurden in die Luft gesprengt, oder eine mit Pfeil und Bogen ausgerüstete Kommandoeinheit durchlöcherte ein paar Leute und ließ die Leichen als Festmahl für Hyänen und Geier zurück.

Man erzählt sich, er habe ein besonderes Talent besessen, Zwiebrut unter den aburrischen Familien zu säen und zu nähren. Denn gerade Szenen des Leids besänftigten ihn und bescherten ihm festen Schlaf. Nichts aber, so schien es, war jetzt in der Lage, seinen Zorn zu mildern.

Aber konnte Zorn, wie tief er auch saß, überhaupt eine geheimnisvolle Krankheit auslösen, die aller Logik und jeglicher medizinischer Sachkenntnis widersprach?

2

Der zweiten Theorie zufolge war die Krankheit ein Fluch, der sich mit dem Blöken eines ungerecht behandelten Ziegenbocks über den Herrscher legte. Es wird erzählt, ein paar Älteste hätten sich, beunruhigt vom Anblick der Blutströme, die das Land überfluteten, dazu entschlossen, dieses Übel wie die Epidemien zu behandeln, die in alten Zeiten das Überleben der Gemeinschaft bedrohten: Doch anstatt das Übel im Bauch eines Tieres zu begraben, indem sie ihm Fliegen – das Symbol für die Epidemie – in den Anus stopften, wollten

sie einem Ziegenbock die Haare des Herrschers, die für das Böse standen, durch das Maul ins Innere pflanzen. Anschließend sollte dieser den Herrscher verkörpernde Sündenbock geächtet und aus allen Gegenden des Landes vertrieben werden, in denen sein Meckern seine unheilvolle Anwesenheit verkündete.

Unter Anleitung eines Medizinmanns mischten sie die Haare, die sie sich heimlich beim Barbier des Herrschers besorgt hatten, mit Gras, Salz und magischen Tinkturen und flößten sie dem Ziegenbock ein. Mit Nadel und Faden begann der Medizinmann dann, die sieben Körperöffnungen des Tieres zu verschließen, wobei er mit dem Anus anfang. Doch der Ziegenbock wehrte sich, stieß einen markerschütternden Schrei aus und flüchtete, noch bevor ihm der Medizinmann das Maul zunähen konnte. Man berichtet, er blökte seinen Kummer ins ganze Land hinaus, bis sein Schrei auch den Herrscher erreichte. Als dieser von dem Fluch erfuhr, den er für einen Aufruf zum Putsch hielt, schickte er Soldaten los, die den Ziegenbock und alle, die in diese Angelegenheit verwickelt waren, zur Strecke bringen sollten. Es geht das Gerücht um, der Ziegenbock, der Barbier, der Medizinmann, die Ältesten und sogar die Soldaten seien den Krokodilen im Red River zum Fraß vorgeworfen worden, um ewiges Schweigen über den Fluch sicherzustellen. Zur Erinnerung an diesen Tag seiner Errettung ließ der Herrscher den Red River auf den Burī-Scheinen abbilden – neben seinem eigenen Konterfei das einzige Bild, das je auf Banknoten der aburīrischen Währung zu Ehren gelangte.

Allerdings beunruhigte ihn noch immer der Gedanke, dass der Ziegenbock einen Bart hatte. Deshalb konsultierte er heimlich ein Orakel in einem Nachbarland, das ihm versicherte, nur ein bärtiges Geisterwesen könne seine Herrschaft ernsthaft bedrohen. Obwohl er eigentlich überzeugt war, kein Mensch könne ihn je stürzen und Geisterwesen könnten sich, weil sie keine körperliche Form besaßen, gar keine Bärte wachsen lassen, reagierte er von nun an empfindlich auf Bärte. Er erließ ein Dekret, das unter der Bezeichnung „Das Bartgesetz“ in die Geschichte einging und besagte, dass alle Ziegen und Menschen sich die Bärte zu stutzen hätten.

Einige bezweifeln diese Geschichte über den bärtigen Ziegenbock und behaupten sogar, das Bartgesetz beziehe sich lediglich auf Soldaten, Polizisten, Verwaltungsangestellte und Politiker, und die Hirten kürzten ihren Ziegenböcken die Bärte aus eigenem Antrieb, weil das Stutzen der Ziegenbärte bei den aburirischen Hirten damals sehr in Mode war.

Die ewigen Zweifler fragten sich: Was hatte das Blöken eines Ziegenbocks, dem Anus, Nase und Ohren zugenäht worden waren, mit der seltsamen Krankheit des Herrschers zu tun?

3

Nun meldeten sich andere mit einer dritten Theorie zu Wort, die besagte, die Krankheit habe – da schließlich nichts ewig währt – damit zu tun, dass seine Herrschaft in die Jahre gekommen sei: Er saß bereits so lange auf dem Thron, dass er sich selbst nicht mehr erinnern konnte, wann seine Regierungszeit eigentlich begonnen hatte. Seine Herrschaft kannte weder Anfang noch Ende; und bedenkt man die Tatsachen, dann könnte man diese Behauptung durchaus glauben. Kinder waren geboren worden und hatten anderen das Leben geschenkt, die wiederum Kinder in die Welt gesetzt hatten. Seine Herrschaft aber hatte alle Generationen überdauert, sodass einige Leute, wenn sie hörten, es habe vor ihm einen ersten Herrscher gegeben, dem Gouverneure und Sultane in den Zeiten der Araber, Türken und Italiener bis hin zu den Briten vorausgegangen waren, nur ungläubig den Kopf schüttelten und sagten: Nein, nein, das sind Ammenmärchen von Tagträumern. Aburiria hatte niemals einen anderen Herrscher und könnte auch niemals einen anderen haben. Hatte denn nicht die Herrschaft dieses Mannes begonnen, bevor die Welt überhaupt ihren Anfang nahm, und würde sie nicht erst mit dem Ende der Welt enden? Doch selbst diese Vermutung war von Zweifeln durchsetzt, denn wie sollte die Welt zu ihrem Ende finden?

Die vierte Theorie behauptete, seine Krankheit habe ihren Ursprung in den ungeweinten Tränen, die Rachael, seine rechtmäßige Frau, in ihrer Seele verschlossen hatte, seit sie bei ihm in Ungnade gefallen war.

Der Herrscher und seine Frau hatten sich eines Tages entzweit, als Rachael ihn nach den Schulmädchen fragte, die Gerüchten zufolge häufig ins State House gebeten wurden, um ihm das Bett zu bereiten, in dem er sich dann wie ein „alternder Weißer“ an den jungen Küken erfreute. Selbstverständlich würde der Herrscher niemals zugeben, dass er alterte. Der Vergleich mit dem Weißen dagegen bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten und so änderte er die Aussage dahingehend, dass ein Weißer seine Jugend mit jungen Küken erneuert. Man stelle sich vor, wie er sich gefühlt haben muss, als Rachael ihm diesen Jungbrunnen verbieten wollte! Wie taktlos und ungeschickt von ihr, das Unfragbare zu fragen! Seit wann konnte einem Mann, einem Herrscher zudem, das Recht abgesprochen werden, sich zwischen den Schenkeln einer Frau seinen Weg zu bahnen, seien es nun Schulmädchen oder die Ehefrauen anderer Männer? Was für eine Witzfigur gäbe er ab, wenn er auf sein Recht verzichtete, alle Frauen im Land zu begatten nach Art der Gebieter des Alten Europa, denen das „droit de seigneur“ das Vorrecht auf jede Braut gewährte?

Rachael dachte, sie verhielte sich angemessen. „Ich weiß“, sagte sie, „du nimmst den Titel Vater der Nation ernst. Du weißt, dass ich mich nie über die Frauen beschwert habe, die dir das Bett machen, egal wie viele Kinder du mit ihnen zeugst. Aber warum jetzt Schulmädchen? Sind sie nicht gerade erst so alt wie die von dir gezeugten Kinder? Sind sie denn nicht auch unsere Kinder? Heute zeugst du sie und morgen machst du sie zu deinen Gespielinnen? Weinst du keine Tränen aus Sorge um unsere Zukunft?“

Sie aßen im State House zu Abend und für Rachael war dieser Abend etwas Besonderes, weil sie zum ersten Mal seit langem allein waren. Die Last, einer ganzen Nation vorzustehen, erlaubte ihnen kaum, jemals gemeinsam zu speisen und ein Gespräch als Ehepaar zu führen. Rachael glaubte an das Sprichwort „Kleider machen Frauen“, und deshalb hatte sie an diesem Abend besondere Sorgfalt auf ihr Aussehen verwandt. Sie trug ein weißes Baumwollkleid mit tiefem V-Ausschnitt und kurzen, plissierten Ärmeln, eine Kette, die ihren schlanken Hals zur Geltung brachte, Ringe an den Fingern, und die von ihren zarten Ohren herabhängenden Diamanten ließen sie in funkelndem Glanz erstrahlen.

Wir können uns die Szene genau vorstellen: Die Gabel des Herrschers war zielsicher auf ihrem Weg zum Mund und er gerade dabei, sich einen Bissen Hühnchenfleisch zu genehmigen, als bei Rachael's Worten die Gabel auf halber Strecke in der Luft stehen blieb. Langsam ließ er sie auf den Teller zurücksinken, das Hühnchenfleisch lag noch darauf, nahm die Serviette und wischte sich bedächtig die Lippen. Bevor er die Serviette zurücklegte, wandte er sich an seine Frau und fragte: „Rachael, habe ich richtig gehört, dass du mir vorwirfst, ich hätte mich Schulmädchen aufgedrängt? Dass ich keine Tränen der Sorge über unsere Zukunft vergieße? Hast du jemals von einem Herrscher gehört, der weint? Vielleicht einmal abgesehen von diesem ... ach, reden wir nicht weiter über ihn. Und was haben ihm seine täglichen Tränen im erwachsenen Mannesalter gebracht? Er hat den Thron eingebüßt. Willst du etwa, dass es mir ergeht wie ihm?“

Natürlich besteht immer ein Unterschied zwischen einem Gedanken und seiner Beschreibung. Was dem Herrscher tatsächlich durch den Kopf ging, als er die Gabel auf den Teller legte und sich mit einer Ecke der Serviette den Mund tupfte, war nicht etwa das Schicksal eines anderen, der geweint und so seinen Thron verloren hatte, sondern vielmehr, wie er es anstellen sollte, Rachael begreiflich zu machen, dass er, der Herrscher, über Macht verfügte, wirkliche Macht über alles und jeden, einschließlich ... ja, tatsächlich ... sogar über die Zeit. Ihn schauderte bei diesem Gedanken. Doch noch bevor dieser Schauer ihn vollständig erfasst hatte, stand sein Entschluss fest.

Mit gekünstelter Ruhe und einem matten Lächeln teilte er Rachael mit, dieses unvollendete Essen sei ihr letztes gemeinsames, er sage sich augenblicklich von ihr los, um ihr Zeit zu geben, über die Ungeheuerlichkeiten ihrer Behauptungen nachzudenken. Und weil sie einen Ort brauche, an dem sie in sich gehen könne, wolle er wahr machen, was in der Heiligen Schrift geschrieben steht: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Auch für Sünderinnen.

Auf einem drei Hektar großen Landstück ließ er für sie ein Haus errichten, umgeben von einer Steinmauer und einem Elektrozaun; und während er nachdenklich die unüberwindbaren Mauern betrachtete, kam ihm die Idee für ein Bauwerk in den Sinn, das in seiner Vorstellung bis in den ... Doch darüber sollten wir später berichten, weil dieser Gedanke von einem seiner treuesten Minister, der ihn vorbehaltlos bewunderte, aufgegriffen wurde. Was jedoch zweifellos Produkt seines eigenen Genies war, sowohl in der Planung als auch in der Ausführung, war der Bau dieses Hauses für Rachael.

Alle Uhren in diesem Haus wurden exakt auf die Sekunde, Minute und Stunde eingestellt, in der Rachael die Frage nach den Schulmädchen gestellt hatte. Die Kalender im Haus wiesen genau diesen Tag, den Monat und das Jahr aus. Die Uhren schlugen, aber die Zeiger bewegten sich nicht. Und der mechanische Kalender sprang immer wieder auf dieses Datum. Das Essen, das ihr aufgetischt wurde, war das gleiche wie bei ihrem letzten Abendessen, die Kleider dieselben, die sie an jenem Abend getragen hatte. Bettbezüge und Vorhänge glichen denen in dem Haus, in dem sie zuvor gewohnt hatte. Radio und Fernseher wiederholten die Sendungen, die zur Zeit des Abendessens ausgestrahlt worden waren. Alles in diesem neuen Haus war eine getreue Nachbildung eben jenes Augenblicks.

Der Plattenspieler war so eingestellt, dass er unablässig eine einzige Hymne abspielte:

Unser Herr kehrt eines Tages wieder
Und führt uns in sein Himmelreich
Dann werd ich wissen, wie sehr er mich liebt
Wenn er eines Tages wiederkehrt

Und wenn er wiederkehrt
Werdet ihr Gottlosen zurückgelassen
Und eure gottlosen Taten beweinen
Wenn unser Herr eines Tages wiederkehrt

Der Gedanke, diese Hymne endlos wiederholen zu lassen, gefiel ihm so gut, dass er in allen vier Ecken des drei Hektar großen Anwesens Verstärker und Lautsprecher aufstellen ließ, damit auch Passanten von der Musik und dem Text profitierten.

Rachael sollte dort auf seine Wiederkehr warten. Erst an dem Tag, an dem er feststellte, dass sie alle Tränen für die Zukunft der Kinder vergossen hatte, die zu missbrauchen sie ihn beschuldigt hatte, erst an dem Tag würde er sie wieder zu sich nehmen und das Leben mit ihr genau an dem Punkt neu beginnen, an dem es angehalten worden war. Und Rachael würde ihr Leben, das auf der Stelle getreten war wie ein Standbild im Film, wieder aufnehmen. Ich bin dein Anfang und dein Ende.

„Was bist du gewesen, bevor ich dich zur Frau nahm?“, fragte er und gab selbst die Antwort: „Grundschullehrerin. Ich bin die Vergangenheit und die Gegenwart, die du gewesen bist.“ Und er fügte, während er sich umdrehte und entfernte, noch hinzu: „I am your tomorrow, take it or leave it.“

Das Gefängnis verfügte über nur einen Eingang. Am Steintor war eine bewaffnete Wache postiert, die darauf achtete, dass Rachael ihr Gefängnis weder verließ noch Besucher empfing – mit Ausnahme der Angestellten, die die Vorräte auffüllten und zugleich als Spione arbeiteten, oder aber ihrer Kinder.

Ihrer Kinder? Abgesehen von den zahllosen anderen Kindern, die er mit seinen jungen Bettgefährtinnen gezeugt hatte, hatte er vier Söhne mit Rachael. Im Unterricht gehörten sie nicht gerade zu den Hellsten, und er hatte sie vor ihrem Abschluss von der Schule genommen und in die Armee gesteckt, damit sie ihr Handwerk von Grund auf lernten. Dort waren sie schnell zu höchsten Dienstgraden aufgestiegen. Zu Beginn der eingefrorenen Gegenwart ihrer Mutter war Rueben Kucera, der älteste Sohn, Drei-Sterne-General im Heer;

Samwel Moya, der Zweitgeborene, Zwei-Sterne-General bei der Luftwaffe; Dickens Soi, der dritte, Ein-Sterne-General der Marine; und der jüngste, er hieß Richard Runyenje, war Hauptmann im Heer. Neben ihren militärischen Verpflichtungen waren sie im Aufsichtsrat verschiedener halbstaatlicher Organisationen, die allesamt eng mit ausländischen Firmen verflochten waren, besonders mit denen, die mit der Erschließung von Erdölvorkommen und dem Abbau von Edelmetallen zu tun hatten. Außerdem saßen sie in mehreren Kontrollräten. Dort bestand ihre Hauptaufgabe darin, alle gegen die Regierung gerichteten Pläne in den drei Waffengattungen der Armee auszuspionieren und Schmiergelder entgegenzunehmen. Das einzige Problem war, dass alle vier dermaßen dem Alkohol und Drogen verfallen waren, dass es ihnen schwerfiel, sich darüber auf dem Laufenden zu halten, was in der Armee oder den Aufsichtsräten überhaupt vor sich ging. Der Herrscher war darüber ziemlich enttäuscht, denn er hatte gehofft, zumindest einer ihrer gemeinsamen Söhne käme für den Thron in Frage und würde eine mächtige Familiendynastie begründen. Deshalb schimpfte er oft mit ihnen wegen ihres mangelnden Ehrgeizes und fehlenden Machthungers. An den Tagen aber, an denen sie ihre gesammelten Informationen bei ihm abliefern, herrschte stets die festliche Stimmung einer Familienfeier.

Das Leben ihrer Mutter in dem Drei-Hektar-Käfig erschien ihnen nicht als besonders strenge Haft, und wenn sie nicht gerade zu betrunken waren, riefen sie bei ihr an, um zu fragen, wie es ihr gehe. Denn Rachael konnte zwar Gespräche entgegennehmen, selbst jedoch niemanden anrufen. Und wenn sie ihnen antwortete, es gehe ihr gut, nahmen sie das wörtlich und widmeten sich schleunigst wieder den Dingen, mit denen sie sich am besten auskannten: Alkohol, Drogen und Bestechungsgelder.

Tatsächlich legten die Söhne durch ihre Anrufe – auch wenn das nur ab und zu geschah – mehr Menschlichkeit an den Tag als ihr Vater, der sie nicht ein einziges Mal besuchte, um im Guten oder im Bösen ein Wort mit ihr zu wechseln. Trotzdem beschäftigte sich der Herrscher in Gedanken ständig mit Rachael. Täglich erhielt er Berichte über ihre Stimmungen und Unternehmungen, womit sie ihre

Tage verbrachte, wie sie schlief, den Inhalt ihrer Selbstgespräche, einfach über alles.

Wonach er sich sehnte, waren Berichte über Tränen, ein untrügliches Zeichen für ihren nahen Zusammenbruch und ihren Wunsch nach Erlösung. Aber die bekam er nicht. Und die Anhänger der vierten Theorie behaupteten, Rachael hätte sich in Kenntnis seines unersättlichen Hungers, diejenigen, die bereits am Boden lagen, noch mehr zu demütigen, geschworen, dass er ihre Tränen niemals zu sehen bekommen oder von ihnen erfahren werde, auch nicht durch ihre Kinder oder die zahlreichen Spione. Und je länger sie standhielt, desto mehr gierte er nach ihrer Unterwerfung. Ihre Tränen waren zum Schlachtfeld ihrer beider Willenskräfte geworden.

Diese Besessenheit von dem Wunsch, sie weinen zu sehen, führte, wie die Urheber der vierten Theorie meinten, zu der seltsamen Krankheit des Herrschers.

Das Problem mit dieser Theorie bestand darin, dass sie entweder auf bloßen Gerüchten aufbaute oder sich aus dem ableitete, was man aus dem Verhalten der Kinder des Herrschers glauben schließen zu können.

Es war zugleich die am wenigsten bekannte der fünf Theorien, da sie nur im Flüsterton an Vertraute weitergegeben wurde. Denn wer war schon so dumm, öffentlich über derlei Dinge zu sprechen. Es sei denn, er liebäugelte mit dem Tod.

5

Schließlich gab es noch diejenigen, die bis auf den heutigen Tag schwören würden, dass die Krankheit des Herrschers weder mit seinem schwelenden Zorn zu tun hatte noch mit dem Schmerzensschrei eines Ziegenbocks, dem Unrecht getan worden war, weder mit einer überlangen Herrschaft noch mit Rachael's Tränen. Diese vertraten die fünfte Theorie: dass die Krankheit einzig und allein das Werk der

Dämonen sei, die der Herrscher in einer besonderen Kammer im State House beherberge und die sich nun von ihm abgewandt hätten und ihm ihren Schutz verweigerten.

Man erzählt sich, Wände und Decke dieser Kammer bestünden aus den Skeletten von Studenten, Lehrern, Arbeitern und Kleinbauern, die er in allen Teilen des Landes umgebracht hatte. Denn es war bekannt, dass er mit flammendem Schwert an die Macht gelangt war und die Leiber seiner Opfer wie gekappte Bananenstauden rechts und links von ihm zu Boden gesunken waren. Die Schädel der meistgehassten Feinde hingen an den Wänden, andere baumelten von der Decke herab, Knochenskulpturen, gebleichte Erinnerungen an Sieg und Niederlage.

Diese Kammer war eine Mischung aus Museum und Tempel, und der Herrscher betrat sie jeden Morgen – nachdem er zunächst ein Bad im konservierten Blut seiner Feinde genommen hatte – ausgestattet mit Zeremonienstab und Fliegenwedel und schritt stumm umher, wobei er die Ausstellungsgegenstände in Augenschein nahm. Beim Hinausgehen drehte er sich gewöhnlich an der Tür noch einmal um, ließ einen letzten Blick durch die Kammer schweifen und winkte mit höhnischer Geste triumphierender Verachtung den dunklen Löchern und grinsenden Zähnen zu, an deren Stelle sich früher Augen und Münder befunden hatten.

„Worauf wart ihr aus?“, fragte er die Schädel dann, als ob sie ihn hören könnten. „Auf diesen Fliegenwedel, dieses Zepter, diese Krone?“ Er hielt inne, als erwartete er eine Antwort, und da die Schädel keine gaben, brach er in schallendes Gelächter aus, als wollte er sie herausfordern, dem zu widersprechen, was er ihnen zu sagen hatte. „Ich habe euch die Zungen herausgerissen und die Lippen aufgeschlitzt, weil ich euch lehren wollte, dass ein Politiker, dem der Mund fehlt, kein Politiker ist.“ Es gab allerdings Momente, in denen die Schädel höhnisch zurückzugrinsen schienen, und dann verstummte sein Lachen plötzlich. „Ihr verfluchten Bastarde, es waren eure Gier und euer ungezügelter Ehrgeiz, die euch hierhergebracht haben. Habt ihr tatsächlich geglaubt, ihr hättet je eine Chance gehabt, mich zu stürzen? Ich will euch etwas sagen: Derjenige, der das wagen

würde, ist noch nicht geboren, und wenn doch, müsste er sich in einen Geist verwandeln und sich einen Bart wachsen lassen und Menschenhaare an den Fußsohlen haben. Das habt ihr nicht gewusst, oder?“, fügte er stets hinzu und richtete mit schäumendem Mund seinen Stab auf sie.

Ich will eingestehen, dass ich, der Erzähler, die Existenz dieser Kammer weder beweisen noch widerlegen kann. Es könnte sich hier durchaus nur um ein Gerücht oder um eine Geschichte aus dem Mund von Askari Arigaigai Gathere handeln. Aber wenn sie existiert, beweist einfache Logik, dass es die morgendlichen Riten des Herrschers in dieser Schädelkammer waren, die vor langer Zeit, vor dem fatalen Besuch in Amerika und vor irgendwelchem Geschwätz über seine Krankheit, zu einem Gerücht geführt hatten, das sich schnell überall verbreitete. Wann immer zwei oder drei Menschen zusammenkamen, betraf die allererste Frage das Gerücht: Kannst du das glauben? Wusstest du, dass der Herrscher den Teufel anbetet und dass er Satan, seinen Herrn und Meister, im Namen einer Schlange anruft?

Das Gerücht über die Verehrung von Teufel und Schlange schlug in ganz Aburiria Wurzeln, gerade als eines der ehrgeizigsten Programme im Entstehen war, die je zum Geburtstag eines Herrschers unternommen wurden.

6

Jeder im Land wusste also das eine oder das andere über den Geburtstag des Herrschers, denn bevor er unverrückbar im nationalen Kalender festgeschrieben wurde, hatte es über sein Geburtsdatum und die Art, wie dieser Tag gefeiert werden sollte, eine hitzige Parlamentsdebatte gegeben, die sieben Monate, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten gedauert hatte. Selbst dann hatten sich die ehrenwerten Abgeordneten noch nicht zu einer Entscheidung